Kandalama Hotel, Dambulla, Sri Lanka.

Die Kunst, ein Haus verschwinden zu lassen

In Geoffrey Bawas Gebäuden spielt die Natur die Hauptrolle. Eine Reise auf den Spuren eines Architekten, dessen Ideen in einer immer heisseren Welt neue Dringlichkeit bekommen.

Text: SUSANNA KOEBERLE

Administrationsgebäude der Ceylon Steel Corporation, Oruwala, Sri Lanka.

FOTOS: BILDCREDIT###

COLOMBO BAUT AN SEINER ZUKUNFT, in alle Richtungen gleichzeitig. Nach oben: Der Lotus Tower, 356 Meter, eine Blüte aus Stahl und Beton, das höchste freistehende Bauwerk Südasiens, in der Nacht leuchtet es in wechselnden Farben. Nach aussen: Vor der Strandpromenade wird Land aus dem Meeresboden gebaggert, eine 269 Hektaren grosse Halbinsel, auf der einmal das Dubai Südasiens stehen soll. Nach innen: Für Türme aus Glas und Stahl wurden ganze Wohnquartiere geräumt. Diese Stadt will gesehen werden.

Die Häuser, derentwegen ich hier bin, wollen das Gegenteil. Sie stehen in unauffälligen Seitenstrassen, hinter Mauern, ohne Schild. Ich suche eine Weile, bis ich vor einem dunklen Tor stehe, und ahne bis zuletzt nicht, dass sich dahinter Weltklassearchitektur verbirgt.

Dann geht das Tor auf, und die Stadt ist weg. Vogelstimmen, Blumenduft, ein Licht, das im Lauf des Tages durch die Räume wandert, als hätte es jemand gestellt. Und es ist kühl. Angenehm kühl, ohne dass irgendwo eine Klimaanlage läuft.

Das De Saram House ist genaugenommen zwei Häuser. 1986 fügte Bawa am Ward Place zwei kleine Gebäude zu einem zusammen, für den Pianisten Druvi de Saram und seine Frau Sharmini. Er hob die Dächer an, schuf Höfe und Korridore und entwarf die Möbel gleich mit. Im Zentrum des Hauses, dort, wo andere Architekten das Wohnzimmer hinstellen, liegt ein Musikzimmer. Druvi de Saram war einer der bekanntesten Pianisten des Landes.

Sitzt man morgens am langen Tisch im Esszimmer, blickt man nach der einen Seite durch halboffene hölzerne Drehläden auf ein langgezogenes Wasserbecken, in dem Koi-Karpfen schwimmen; je nach Stunde wirft das Wasser das Sonnenlicht zurück. Nach der anderen Seite geht der Blick in einen offenen Innenhof, auf Pflanzen und auf eine Treppe, die nirgendwohin führt. Sie hat keine Aufgabe ausser der, angeschaut zu werden.

Ich stelle mir vor, wie dieser Raum in der Monsunzeit ist, wenn die Bambusrollos zum Hof hin heruntergelassen sind und man den Regen herunterprasseln hört, bevor man ihn sieht. Aber auch in der trockenen Jahreszeit funktioniert er, und nebenan geht es weiter: der grosse Innenhof mit dem prächtigen Jackfruchtbaum und dem offenen Wohnzimmer, unser Schlafzimmer mit der Sitzbank am Fenster.

Jede Ecke wird augenblicklich zum Lieblingsort. Bawas Häuser haben Suchtpotenzial. Sie sind zugleich so unprätentiös, dass sie nicht sonderlich «instagrammable» sind.

Die de Sarams waren keine Kunden, sondern Freunde. Bawa kam abends vorbei, ohne sich anzumelden, und Sharmini kochte. Dass ich hier frühstücken darf, ist ein Nebeneffekt seiner Rettung. Nach dem Auszug der Familie wurde das Haus 25 Jahre lang vermietet und verlor dabei seine Seele – der ursprüngliche Funke sei weg gewesen, sagt die Architektin Amila de Mel, die es in anderthalb Jahren zurückholte und die fehlenden Details in langen Whatsapp-Gesprächen mit Sharmini de Saram rekonstruierte.

Seit 2019, dem Jahr, in dem Bawa hundert geworden wäre, führt es der Geoffrey Bawa Trust; an den Wänden hängen Bilder der 43 Group, jener Malergruppe, die Sri Lanka an die Moderne anschloss. Wer hier übernachtet, zahlt die Konservierung mit. Es ist die eleganteste Lösung des Denkmalschutzes, die mir untergekommen ist: Man erhält das Haus, indem man darin wohnt.

Ein Haus war für Geoffrey Bawa ein Instrument. Es soll dafür sorgen, dass man den Ort spürt, an dem es steht.

SCHACHBRETTMUSTER UND FRANGIPANI

Bawa lässt sich nicht besichtigen, man muss bei ihm einziehen. In den zahlreichen Hotels, die er entworfen hat, kann man übernachten, genau wie in einigen seiner Privathäuser. Und erst nachdem ich seine Bauten körperlich erlebt hatte, verstand ich, weshalb dieser Mann als einer der einflussreichsten Architekten Asiens im 20. Jahrhundert gilt. Weshalb ihn manche ein Genie nennen und ihn andere verehren wie einen Guru.

Das De Saram House ist meine erste Begegnung mit dem Werk von Geoffrey Bawa. In den vierzehn Tagen, die folgen, werde ich mir immer dieselben Fragen stellen: Was ist das Geheimnis dieses Architekten? Wie bringt man gebaute Materie dazu, gleichzeitig lebendig und ruhig zu wirken? Wie macht man ein Haus zum Teil seiner Umgebung – so sehr, dass die Architektur in der Landschaft verschwindet? Und wie schafft man das alles, ohne sich zu wiederholen?

Kopiert wird Bawa auf der ganzen Insel, bis heute. Das Schachbrettmuster, das er liebte. Die halbrunden Dachziegel. Der Frangipani-Baum, bei ihm ausschliesslich die Sorte mit der weissen Blüte – er war in solchen Dingen detailversessen. Nur beschreibt die Zutatenliste nicht das Rezept. Bawa nahm sich jedes Projekt als neue Aufgabe vor, und deshalb hat jede seiner Bauten eine eigene Ausstrahlung.

Ein Bild dieses Mannes entsteht erst nach und nach, und immer aus zweiter Hand. Auf der ganzen Insel ist man stolz auf ihn. Seine Bauten sind Sehenswürdigkeiten, in denen man gelegentlich Verehrern begegnet, die eigens seinetwegen im Land sind. Und immer wieder treffen wir Leute, die ihn persönlich gekannt haben. Alle sprechen mit grossem Respekt von ihm, und alle zeichnen dieselbe Figur: ein grosser, distinguierter Herr im Rolls-Royce, halb britische Zurückhaltung, halb asiatische Freundlichkeit. Auch die Herkunft passt ins Bild – der Vater kam aus einer anglomuslimischen Familie, die Vorfahren der Mutter waren Niederländer und Singhalesen, sogenannte Burgher.

Was niemand erzählen kann, ist, was er dachte. Bawa blieb zurückhaltend bis zuletzt, auch gegenüber Freunden; persönliche Gedanken teilte er kaum. Was viele für Arroganz hielten, sei in Wahrheit Unsicherheit gewesen, sagt Channa Daswatte, der von 1991 bis zu Bawas Tod 2003 eng mit ihm arbeitete und heute im Vorstand des Geoffrey Bawa Trust sitzt.

ANWALT WIDER WILLEN

Bawa hätte Anwalt werden sollen wie sein Vater. Er studierte Englisch in Cambridge, Jura in London und kehrte nach Hause zurück. Kurz darauf starb seine Mutter, der er sehr nahestand. Er brach zu einer Weltreise auf und wäre beinahe gar nicht heimgekommen: In Italien wollte er ein Haus kaufen, aber der Kauf platzte. Also kaufte er, wieder daheim in Ceylon, so hiess Sri Lanka bis 1972, eine verlassene Kautschuk- und Zimtplantage, die er in die tropische Fassung eines italienischen Renaissancegartens verwandeln wollte. Lunuganga wurde der Grundstein für sein Lebenswerk: Der Garten weckte etwas in ihm. Bawa hat «zeitlebens wie ein Gärtner entworfen», sagt Channa Daswatte.

Der Anwalt wider Willen merkte, dass er von Gestaltung wenig verstand. Also ging er in die Lehre bei einem Architekten in Colombo und dann noch einmal nach London an die Architectural Association. Als er fertig war, war er 38. An der Schule gab es damals eine Abteilung für tropisches Bauen, und seither wird Bawa gern unter «Tropischer Modernismus» abgelegt. Doch das trifft es nicht. Modernistischen Prinzipien war er durchaus verpflichtet: Transparenz, klare Formen, Beton und Stahl und grosse Fensterfronten. Nur merkte er bald, dass diese Architektur in seinem Land nicht funktionierte. Und von westlichen Diskursen und ihren Schubladen hielt er ohnehin wenig.

Zement und Stahl kamen für ihn nicht infrage. In den sechziger Jahren waren sie in Sri Lanka knapp, und dem Monsunklima hielten sie ohnehin schlecht stand. Also baute Bawa mit dem, was da war. Dazu kam sein Gespür für die Schönheit der einheimischen Bauweise, für Häuser, die aus einem über Generationen weitergereichten Wissen entstanden sind. Romantisch wurde er dabei nie. Auch ein Hochhaus kann einheimisch sein, dafür braucht es weder Lehmwände noch Strohdach. Modern und regional – das war seine Vision.

DIE PIONIERIN VOR BAWA

Formuliert hatte diese Gedanken vor ihm eine Frau. Minnette de Silva war die erste Sri Lankerin, die Architektin wurde. Sie eröffnete 1948 ein Büro in Kandy, sass als erste Asiatin in den Gremien der europäischen Moderne, kannte Le Corbusier – und prägte schon Anfang der fünfziger Jahre den Begriff der «modernen regionalen Architektur». Bawa las sie. Und dann wechselte ihr Mitarbeiter Ulrik Plesner von Kandy nach Colombo, arbeitete jahrelang mit Bawa und wurde sein Partner.

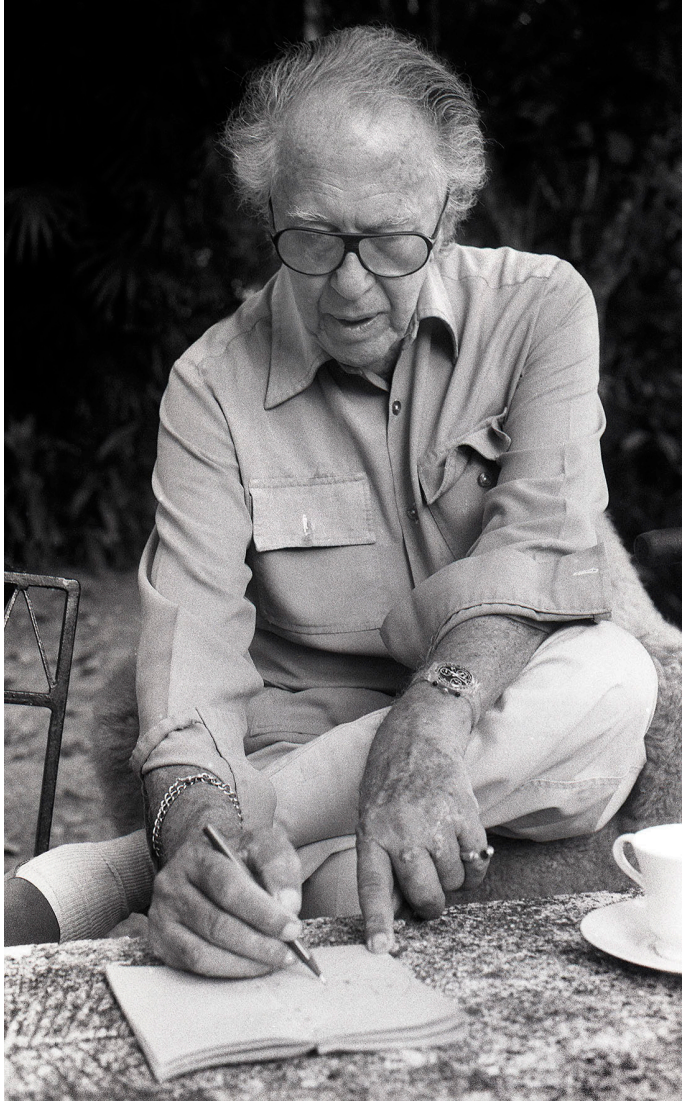
Wie ging Bawa vor? Ein Haus als reine Architektur sei für ihn nie das Ziel gewesen, sagt Daswatte, sondern ein Instrument: Es soll dafür sorgen, dass man den Ort spürt, an dem es steht. Bawa interessierte weniger das Material, sondern der Raum, der dazwischen entsteht. Wie bewegt man sich hindurch? Wo hört ein Raum auf – und wo fängt der nächste an? Was sieht man von wo?

Wie das geht, hat Daswatte selbst erlebt. 1991, bald nach seinem ersten Arbeitstag bei Bawa, durfte er an einem Hotel mitarbeiten, das im Landesinneren entstehen sollte: dem «Kandalama».

Lounge des Bentota Beach Hotel, Bentota, Sri Lanka.

Lunuganga: Geoffrey Bawas Landhaus, Bentota, Sri Lanka.

FOTOS: BILDCREDIT###



Geoffrey Bawa in Lunuganga, 1996

Der Auftrag hatte gelautet: Baue ein Hotel am Fuss von Sigiriya, der Felsenfestung. Diesem Zweihundert-Meter-Monolith, der senkrecht aus der Ebene steigt, oben die Ruinen eines Palastes, den sich im fünften Jahrhundert ein König bauen liess, der seinen Vater ermordet hatte und den Halbbruder fürchtete. Seit 1982 ist Sigiriya Unesco-Welterbe und der Grund, weswegen die Reisebusse ins Landesinnere fahren.

GETARNT IM GRÜN

Bawa hatte eine andere, etwas verrückte Idee: Er wollte elf Kilometer weiter südwestlich bauen, an einen Felsen, den niemand kannte. Von dort blickt man über einen Stausee hinüber nach Sigiriya – die Festung nicht vor der Tür, sondern am Horizont.

Ich hatte das Hotel auf Fotos gesehen und es für eine Nummer zu gross gehalten. Ein Bauwerk von rund einem Kilometer Länge, das kann doch nicht gutgehen, dachte ich. Vor Ort kippt diese Wahrnehmung vollständig. Der geknickte Riegel umarmt den Felsen, von weitem sieht man den Bau fast nicht. Wer die Zufahrt hochkommt, könnte ihn für eine Ruine aus einer fernen Zukunft halten: ein paar Glasscheiben, von Pflanzen überwachsen. Wer hereinkommt, geht zuerst durch einen höhlenartigen Eingang. Es gibt mehr Felsen als Wände, und es riecht nach Stein. Und am Ende des Gangs öffnet sich alles auf einmal: eine Halle ohne Wände, dahinter das Blau von Pool und See sowie das Grün der Vegetation.

Bawa fuhr jede Woche auf die Baustelle, und wenn er sah, dass eine Idee im Plan nicht stimmte, änderte er sie. Hier, im Eingang, störte eine Säule die Sichtachse. Sie war längst gebaut, über drei Stockwerke hinweg, und sie trug. Also musste am Ende des Gangs ein Balken her, der ihre Arbeit übernahm. Gesehen hat er das erst, als er sich selbst durch die Architektur bewegte.

Durch die Flure schwirren Mauersegler, auf den überwucherten Balkonen sitzen Affen, und am Pool über dem Stausee ist die grösste Attraktion nicht die Aussicht, sondern das Herumturnen der Affen in den Bäumen. Man hört den ganzen Tag Tiere, vor allem Vögel. Das Personal erkennt sie an ihren Stimmen. Klar nervt es, wenn ein Affe auf den Balkon kackt. Aber beschwert hat sich niemand über die Tiere, sie gehören dazu.

Man kann in diesem Haus einen ganzen Nachmittag lang im Korridor arbeiten, weil es dort so angenehm ist, auch ohne Klimaanlage; die Kühle liefert der Fels. Es ist keine Architektur, die man von aussen versteht, sondern eine, von der aus man das Aussen erfährt.

KÜHL OHNE STROM

Wie weit Bawa seiner Zeit voraus war, zeigt ein Bürohaus in Colombo aus den siebziger Jahren, zwölf Stockwerke hoch, gebaut für die staatliche Hypothekenbank und heute unter dem Namen Mahaweli Building bekannt. Bawa entwarf es ohne Klimaanlage. Die Luft sollte von selbst durch das Gebäude ziehen, und es gilt bis heute als Vorbild für passive, bioklimatische Hochhausbelüftung. Ein paar Jahre später wurde es umgebaut und «modern» gekühlt.

Diese einfachen Mittel bekommen in der Klimakrise eine neue Dringlichkeit. Der Geoffrey Bawa Trust hat dafür einen Preis geschaffen, den Moonamal Award. Ausgezeichnet werden Bauten, in denen der Mensch in den Hintergrund tritt und das Zusammenleben von Lebewesen und Landschaften vorne steht. Benannt ist der Preis nach Bawas Lieblingsbaum im Garten von Lunuganga.

Er hat nie erklärt, was er tat. Bawa hielt es für aussichtslos: Bauten schaue er gern an, Erklärungen darüber lese er ungern, hat er gesagt. Er liefert keinen Text mit, kein Manifest, keine Regeln, die man anderswo anwenden könnte. In den letzten fünf Jahren seines Lebens schwieg er dann ganz. Ein Schlaganfall nahm ihm 1998 die Sprache, man brachte ihm in Colombo Pläne ans Bett, er nickte oder schüttelte den Kopf. Als seine Gesundheit stabiler war, sass er gelähmt in Lunuganga und läutete mit einem Glöckchen, wenn er einen Gin Tonic wollte.

Geblieben ist das, was er gebaut hat. Häuser, in denen man den Regen kommen hört, ein Hotel, um das die Affen turnen und in dem man im Korridor sitzt, weil es dort so schön ist wie im Zimmer. In einer Welt, die heisser wird, ist die Frage, wie ein Haus ohne Strom kühl bleibt, höchst aktuell. Bawa hat sie vor vielen Jahren beantwortet, ohne darüber viele Worte zu verlieren. Man muss nur hingehen und sich hineinsetzen. ■

AUSSTELLUNG: Geoffrey Bawa: Architektur für die Sinne, Vitra Design Museum, Weil am Rhein, bei Basel, 26. September 2026 bis 28. Februar 2027.

FOTOS: BILDCREDIT###